
VEBLEN UND SEINE MODERNEN EPIGONEN

Rezension von: Norbert Reuter, *Der Institutionalismus. Geschichte und Theorie der evolutionären Ökonomie*, Metropolis-Verlag, Marburg 1994, 460 Seiten, DM 59,80.

In der von der Orthodoxie der Neoklassik beherrschten Lehre der modernen Nationalökonomie genießt die „reine Theorie“ unzweifelhaft den höchsten Ruf. Es sind deren Pioniere, die von ihren wissenschaftlichen Kollegen am meisten mit Ruhm und Ehre bedacht werden. Und das, obwohl die meisten Forschungsarbeiten, im Interesse der logischen Konsequenz, sich in oft übertriebenen Abstraktionen ergeben, auf Kosten realitätsbezogener Materie. Bei dieser Beschäftigung mit der von Albert so treffend benannten „Astronomie der Güterbewegungen“ wird dann der Realität höchstens der Status eines etwas uninteressanten Sonderfalls zugestanden. Institutionen und soziale Einrichtungen werden dabei in die *ceteris-paribus*-Voraussetzungen gezwängt, deren Erforschung der klaren Linie und Abgrenzung eines bestimmten Problems Abbruch tun würde.

Diejenigen Forscher, welche diesen vorbestimmten Pfad der neoklassischen Tugenden verlassen und ihre Untersuchungen den Institutionen (im weitesten Sinne) widmen, sehen sich nicht selten Vorwürfen der Theorielosigkeit oder gar Theoriefeindlichkeit ausgesetzt. Das war und ist das Schicksal der US-amerikanischen Institutionalisten wie Veblen, Mitchell, Commons und Ayres sowie ihrer modernen Epigonen. Man hat ihnen bestenfalls Aufmerksamkeit als Kritiker einiger anfälliger Aspekte des neo-

klassischen Programms geschenkt. Angesichts der Bewertungskriterien des vorherrschenden wissenschaftlichen Paradigmas haben ihre positiven Beiträge jedoch kaum angemessene oder ernsthafte Anerkennung gefunden. (Die Periode des New Deal ist wohl eine Ausnahme.) Dagegen hat die „neue institutionelle Ökonomie“ (u. a. von Buchanan, Coase, Furubotn, North, Williamson), der Lehre der neoklassischen Orthodoxie weniger antithetisch gegenüberstehend, deren Schutzgürtel gegenüber der älteren Tradition sogar noch verstärkt.

Von dieser Perspektive her gesehen ist das im folgenden rezensierte Werk Norbert Reuters nicht nur eine willkommene Ergänzung der dogmengeschichtlichen Literatur, sondern auch ein relevanter Beitrag zu den in den letzten zwei Jahrzehnten sich verstärkenden methodologischen Diskussionen in der Nationalökonomik.

In seinem Werk widmet sich Reuter der Aufgabe, den besonders im deutschen Sprachraum ein „Schattendasein“ führenden Institutionalismus einer „genetisch-systematischen“ Untersuchung zu unterziehen und ihn als „eigenständige und von anderen Richtungen der Ökonomie abgrenzbare wirtschaftswissenschaftliche Theorie darzustellen“ (S. 25, 391). Obwohl sich dabei das Hauptaugenmerk auf die Klassiker Veblen, Mitchell, Commons und Ayres richtet, werden die Entwicklungslinien bis zu den Beiträgen der zeitgenössischen Vertreter gezogen.

Die neunteilige Monographie beginnt mit einer Abgrenzung zu anderen institutionalistischen Richtungen, insbesondere der schon erwähnten neuen institutionalistischen Ökonomie. Dem folgt ein kurzer Überblick über die hundertjährige Geschichte des Institutionalismus und seines geistesgeschichtlichen Hintergrundes an den Beispielen des amerikanischen Pragmatismus (Peirce, Dewey), der deutschen Historischen Schule und des darwinistischen Evolutionismus.

Die beiden zweifellos wichtigsten Abschnitte des Buches (Teile vier bis sieben) behandeln die institutionalistische Kritik an der neoklassischen Wirtschaftslehre und, von besonderer Bedeutung, die positiven theoretischen und methodologischen Leistungen des Institutionalismus. Reuter ist darum bemüht, den Leser mit den Anstrengungen Veblens, Mitchells und Commons um ein aussagungskräftigeres und explikatorisch realistischeres Lehrgebäude vertraut zu machen. Dabei liegt die Betonung auf dem komplexen, holistischen und evolutionären Charakter des volkswirtschaftlichen Erkenntnisobjekts, den sich ständig ändernden Beziehungen zwischen Individuum und Institutionen innerhalb des evolutiven sozialen und kulturellen Rahmens und darauf, wie, aus dieser besonderen Problemstellung, die Institutionisten ihre Kritik an den neoklassischen Prämissen und dem kapitalistischen Gesellschaftssystem, als durch das überlieferte Lehrgebäude legitimiert, ableiten.

Diese Kritik führt von einer Ablehnung des rationalistisch-hedonistischen Menschenbildes und des damit bedingten automatisch-optimierenden Marktmechanismus zur Forderung sozialer Reformen, um die observierten gesellschaftlichen Verzerrungen des auf unangemessenen privaten Macht- und Eigentumskonstellationen beruhenden ungezügelter Kapitalismus zu beseitigen. In ihrer Ablehnung der von der Neoklassik bekundeten Wertneutralität betrachten die Institutionisten derartige Entwicklungen als Beeinträchtigung individueller Freiheit und als Hindernis zur Verbesserung sozialer Wohlfahrt. Im Kontext institutionalistischer Kapitalismuskritik behandelt Reuter auch die Konjunkturtheorien Veblens, Mitchells und Ayres.

Den unbestritten wertvollsten Beitrag leistet der Autor jedoch im siebten und weitaus längsten Teil seiner Monographie: „Die positive Wirtschaftslehre des Institutionalismus.“

Auch der kritischste Leser wird hier angesichts der Ausführungen zugeben müssen, daß Anschuldigungen wie die der Theorielosigkeit oder Theoriefeindlichkeit den Institutionisten gegenüber doch fehl am Platze sind. Es handelt sich hier nur um eine andere Art der Theorie, die man vielleicht als weitläufig verwandt mit anschaulicher Theorie bezeichnen kann. Variablen wie Technik, Instinkte (Triebe) und Institutionen werden endogenisiert, wirtschaftliche Macht und Eigentumsrechte werden zu strategischen Bestandteilen wirtschaftlicher Transaktionen, Preistheorie wird durch eine Sozialwerttheorie ersetzt und die theoretischen (wenn auch nicht so sehr praktischen) Möglichkeiten einer demokratischen Wirtschaftsplanungstheorie erörtert.

Es folgt dann noch eine kurze Diskussion der Aussichten auf eine Koalition des Institutionalismus mit den verschiedenen Zweigen des Keynesianismus im Interesse eines „modernen theoretischen Interventionismus“, während eine Schlußbilanz über den Stand und die Erfolgsaussichten des Institutionalismus im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert das Thema des letzten Kapitels bildet.

Angesichts der Breite des Materials in Reuters mit einem ausgezeichneten Literaturverzeichnis versehenen Buch ist es natürlich unmöglich, eine kritische Detailrezension zu geben. So soll, erstens, nur kurz auf die offensichtlich positiven Aspekte des Werkes hingewiesen werden, dem dann eine Diskussion einiger sich aus der Sicht dieses Rezensenten ergebenden Probleme folgt.

Wie schon oben angemerkt, liegt die Stärke Reuters in der ausführlichen Darstellung der positiven Beiträge des Institutionalismus, welche, ob der kritischen Stellung dieser Richtung gegenüber, meist eine grobe Vernachlässigung erfahren haben. Dem Rezensenten ist kein deutschsprachiges Werk bekannt, das in dieser Hinsicht ähn-

lich erfolgreich ist. So zerstört es zum Beispiel viele der vorherrschenden Mißverständnisse über den angeblich untheoretischen Charakter des institutionellen Schrifttums, indem gezeigt wird, wie Institutionen zu wahren Variablen werden, welche, durch Evolution und Veränderlichkeit gekennzeichnet, im gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß das Verhalten und die Aktivitäten von Individuen und Gruppen beeinflussen. Besonders von der wirtschaftspolitischen Perspektive her ist eine derartige Orientierung sehr attraktiv.

Es bietet sich dann auch die Frage an, ob eine so gestaltete „Theorielosigkeit“ nicht weniger schwerwiegend ist als die in der Wissenschaft zuweilen praktizierte „Wirklichkeitsfeindlichkeit“. Reuters Anliegen ist auch, zumindest indirekt, dahingehend gelungen, indem wertbetonte Aspekte der Neoklassik (in Lakatos Sprache der metaphysische Kern des Forschungsprogramms) bloßgestellt werden. Die InstitutionalistInnen bekennen sich ja ausdrücklich zu einer normativen Wissenschaft, während man in der neoklassischen Ökonomie noch immer weitgehend an der künstlichen (und oft unberechtigten) Unterscheidung zwischen positiver und normativer Analyse festhält.

Und schließlich zeigt uns der Verfasser den Reichtum historischer und zeitgenössischer Literaturbeiträge zu einer gemeinsamen Geistesrichtung (wenn auch nicht einer vollkommen einheitlichen Theorie), die der Aufmerksamkeit der an Dogmengeschichte und Methodenlehre Interessierten oder einfach von so manchem durch die moderne Volkswirtschaftslehre Verwirrten und Unbefriedigten lohnen würde. Ob man dabei den Institutionalismus als Schule oder Paradigma (Reuters Wahl) betrachtet, ist eine etwas müßige, weil semantisch bedingte Frage.

Die sich aus der Lektüre für diesen Rezensenten ergebenden Probleme be-

ziehen sich in der Hauptsache auf die Zukunft des hier behandelten Institutionalismus und dessen Stellung innerhalb der Disziplin der Wirtschaftswissenschaften, besonders gegenüber der Neoklassik und der neuen institutionellen Ökonomik. Von dieser Warte sieht es nämlich gar nicht danach aus, als ob die angedeutete Liaison mit den verschiedenen Keynesianern so erfolgversprechend ist, jedenfalls doch nicht so sehr, daß es als eine ernsthafte Bedrohung der neoklassischen Hegemonie angesehen werden kann.

In gewisser Hinsicht erscheint es als Ironie, daß ein Versuch um die Ortsbestimmung des Institutionalismus und eine Vorhersage über seine Zukunft von wissenschaftssoziologischen Betrachtungen abhängt und, zumindest indirekt, als eine für die prozessuale Analyse der institutionalistischen Theorie geeignete Aufgabe angesehen werden kann, wobei diese bei Reuter aber leider vermißt werden. Das Problem der neoklassischen Hegemonie ist immerhin eine Frage der Macht und hat mit der „Qualitätskontrolle“ innerhalb der wirtschaftswissenschaftlichen Disziplin zu tun. Diese Kontrolle wird über „Spielregeln“ ausgeübt, durch welche Verfahren und „Institutionen“ wie Berufungen, Studienpläne, Assistentenstellen, Redigierung von wissenschaftlichen Journalen usw. bestimmt werden.

Reuter betont zwar die „zeremonielle Einkapselung“ als Bestimmung institutioneller Rigidität; und es ist lobenswert, daß InstitutionalistInnen wie Reuter die analytischen Unterschiede zwischen zeremoniellem und instrumentellem Handeln als theoretischen Fortschritt preisen, aber warum läßt man dann diesen Fortschritt ungenützt und zieht daraus keine Folgerungen bei der Besprechung der Zukunftsaussichten der eigenen Geistesrichtung? Die ökonomische Neoklassik hat immerhin eine nicht zu unterschätzende Flexibilität gegenüber eventuell gefährlichen wissenschaftli-

chen Konkurrenten gezeigt. Gegenwärtig werden interne Kritiker oder potentielle Abtrünnige sich wohl eher dem neo-österreichischen oder neu-institutionalistischen Paradigma als dem traditionellen Institutionalismus zuwenden. Es reicht also einfach nicht, wie Reuter es tut, das eigene Lehrgebäude als das verheißungsvollste hinzustellen.

In diesem Zusammenhang sollte auch noch gesagt werden, daß in Anbetracht der starken zeremoniellen Einkapselung (bei der Neoklassik) und der von den Wirtschaftsplanungsvorschlägen (ganz egal wie demokratisch sie in der institutionalistischen Theorie auch sein mögen) ausgehenden negativen rhetorischen Signalen die Riten des Marktes doch mit größter Wahrscheinlichkeit die Oberhand behalten werden.

Damit sind wir bei einem weiteren Problem des rezensierten Werks. Bei der Lektüre gewinnt man des öfteren einen Eindruck von Reuter als eines etwas unkritischen und unflexiblen Fürsprecher des Institutionalismus. Parteinahme als solche ist nicht unbedingt eine Schwäche, aber die Darstellung hier dürfte so manche Anstrengungen erschweren, den Institutionalismus über die Position einer permanenten Antithese herauswachsen zu lassen. Ein gutes Beispiel dafür liefern die der wohl gefährlichsten Konkurrenz, der neuen Institutionenökonomik, gewidmeten Seiten. Die Betonung liegt eindeutig auf Abgrenzung, eine wissenschaftlich nicht sehr verheißungsvolle Variante des territorialen Imperativs. So werden nicht nur die oft erheblichen Differenzen innerhalb der neuen Richtung (neoösterreichische, neoklassische, spieltheoretische Variationen) übergangen, sondern auch ein Dialog hinsichtlich der nicht unbedeutenden analytischen und methodologischen Berührungspunkte (wie z. B. die Rolle des Staats, die Komponente Macht, prozessuale Analyse, Interessengrup-

pen usw.) ausgeschlossen. Die Fronten verhärten sich, und das kann dem traditionellen Institutionalismus nur zum Nachteil gereichen. Ich meine, das im gleichen Jahr wie Reuters Werk erschienene Buch von Malcolm Rutherford (*Institutions in Economics*) schlägt in dieser Hinsicht doch einen viel erfolversprechenderen Kurs ein.

Dieselbe etwas unglückliche Abgrenzungsposition vertritt Reuter auch bei seiner Besprechung der deutschen Historischen Schule, was natürlich besonders im deutschsprachigen Raum von Interesse sein sollte. Ohne auf die sich anbietende Detailkritik einzugehen, soll hier nur folgendes bemerkt sein. Generell ist die Bewertung Schmollers durch Veblen einfach nicht korrekt dargestellt, wie nur kurz gezeigt werden soll. Das gilt für Reuters Bezugnahme auf Veblens methodologisches Manifest („Why is Economics not an Evolutionary Science?“) wie auch für die Zitate aus der Rezension des ersten Bandes von Schmollers *Grundriß* („Gustav Schmoller's Economics“). Während Veblen natürlich schwerwiegende Vorbehalte gegen die Historische Schule vorbringt, richten sich diese jedoch vorwiegend gegen die ältere Tradition Roschers („romantic“, „Hegelian metaphysics“, theoretisch „barren“). Und Veblen ist hier vollkommen unzweideutig! Schon im ersten Aufsatz sagt er: „Much of the work of the Historical School . . . and that of its later exponents (sic!) especially is too noteworthy to be passed over in silence. . . .“ Und in der Schmollerrezension finden wir seine unterschiedlichen Bewertungen der älteren und jüngeren Generation ganz explizit. So betont er Schmollers Ablehnung der hedonistischen Psychologie, seine Betrachtung des Menschen als sozial und historisch bedingtes Wesen, sein genetisches und evolutorisches Vorgehen, die darwinistische Darstellung „of the origin, growth, persistence and variation of instituti-

ons . . . But his striking and characteristic merits lie in the direction of a post-Darwinian causal theory of the origin and growth of species in institutions.“ Veblen bricht jedoch mit Schmoller über dessen ökonomische und soziale Wertungen und Reformeifer. Dazu muß aber noch festgestellt werden, daß zum einen Schmollers Stellung Werturteilen gegenüber weit aus differenzierter ist, als von Reuter hingestellt, und zum anderen ist Veblens Ethik der Effizienz nicht unbedingt wertfreier als Schmollers Ethik der Gerechtigkeit.

Schmollers Theorie der Triebe, so wichtig für die historische Theorie (und auch von Veblen beachtet) wie Veblens Instinkte für seine institutionelle Analyse, wird überhaupt nicht erwähnt; und den Erfolg der historischen Schule in Deutschland auf die große Depression von 1873 zurückzuführen, ist doch wissenschaftlich gesehen äußerst unbefriedigend.

Ähnlich undifferenzierte, aber für das Werk als ganzes nicht so wichtige Äußerungen und Quellenhinweise findet man auch gegenüber Marshall

(S. 105, 119, 293) und Adam Smith (S. 112, 151, 294), die wohl aus Versehen oder Flüchtigkeit über die von ersterem behandelten ethischen und evolutorischen Probleme sowie die von letzterem ausführlich entwickelten Kriterien tugendhaften Verhaltens hinwegtäuschen. Auch hier könnte man die rigide abgrenzende Parteinahme verantwortlich machen.

Trotz all dieser kritischen Anmerkungen soll man nicht die Vorteile des schon oben gepriesenen Buches aus den Augen verlieren. Die Wissenschaft lebt doch vom Dialog und der Dialektik der Argumente. Übrigens bereitet die Association for Evolutionary Economics, die organisationelle Heimat des traditionellen Institutionalismus, einen ausführlichen „*survey article*“ für das Journal of Economic Literature, dem Flaggschiff der American Economic Association, vor, und trägt hoffentlich zum größeren gegenseitigen Verständnis und Respekt sowie zum Abbau der oft künstlichen intradisziplinären Grenzlinien bei.

Horst K. Betz